



Homecoming: Alexandra Rojkov bei ihrem Besuch im Wohnheim bei Ludwigsburg

Das Gelände war so schäbig, dass wir erschrecken, als wir es sahen. Ein spitzer Metallzaun, dahinter flache Gebäude, mehr grau als weiß. Im Innenhof stapelte sich Müll, dunkelhäutige Männer stritten in einer Sprache, die wir nicht kannten. Einige der Männer kamen näher und sahen uns an. Sie waren Flüchtlinge. Genau wie wir.

Der Plattenbau hinter dem Zaun war unser erstes Zuhause in Deutschland. Eine eingezäunte Baracke auf freiem Feld, Hunderte Meter von Wohnhaus entfernt. 300 Schutzsuchende aus 15 Ländern lebten damals auf dem Gelände. Darunter wir: meine Mutter, mein Vater, mein Zwillingbruder und ich. Ich war vier Jahre alt.

Deutschland hatte Anfang der 1990er-Jahre zugesagt, ein Kontingent russischer Juden aufzunehmen, um sie vor der Diskriminierung in der Sowjetunion zu schützen. Im Frühjahr 1992 reisten wir nach Deutschland, mit einem Visum und dem Versprechen auf humanitären Schutz.

Unser Wohnheim lag in Baden-Württemberg, am Rande von Ludwigsburg, einer Kleinstadt mit drei Barockschlossern und einer Arbeitslosigkeit unter Bundesdurchschnitt. Wir, die jüdischen Kontingentflüchtlinge, nannten unser Wohnheim nur „das Lager“.

Mehr als ein Jahr lang lebten wir dort. Dann fanden wir eine Wohnung und zogen aus. Wir lernten die Sprache, meine Eltern fanden Arbeit. Mein Bruder und ich wechselten aufs Gymnasium, später an die Universität. Er studiert heute Informatik, ich bin Journalistin geworden.

Wer uns auf der Straße trifft, könnte nicht erraten, dass wir Flüchtlinge waren. Wir sind so deutsch geworden, dass ich es selbst lange Zeit vergessen hatte – bis zum Herbst 2015.

Seit Jahren sind Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. Sie ziehen von Syrien in den Libanon und in die Türkei, von Nigeria nach Libyen und weiter nach Italien. Die meisten Deutschen wissen das. Doch 2015 spürten sie es zum ersten Mal.

Zu dieser Zeit wohnte ich in einer Berliner Altbauwohnung und verfolgte die Nachrichten. Ich sah, wie München die Flüchtlinge mit Applaus empfing: Deutschland schien hilfsbereit und hoffnungsvoll. Doch je mehr Flüchtlinge ankamen, desto leiser wurden die Willkommensgrüße. Selbst meine Freunde, tolerante, weltoffene Menschen, bekamen Angst. „Diese Menschen sind ganz anders als wir“, sagte einer. „Werden wir sie jemals integrieren können? Schaffen wir das?“

In jenen Tagen erinnerte ich mich an unsere Zeit im Asylbewerberheim. Fast alle Migranten, die in der Bundesrepublik um Asyl ersuchen, leben zunächst in einem solchen Haus. Das war 1992 so, und so ist es noch heute. Die Wohnheime sind Transitstationen. Sie sind der letzte Ort, an dem man noch ganz Sudanese sein darf oder Iraker, Russe oder Kosovare. Ist der Asylantrag bewilligt, kann man ausziehen. Man betritt seine Unterkunft als Flüchtling – und verlässt sie als Quer-einsteiger in die deutsche Gesellschaft.

Als wir 1992 nach Deutschland kamen, wollte uns zunächst kein Kindergarten aufnehmen. Also saßen mein Bruder und ich zu Hause und beobachteten die anderen Bewohner. Besonders gut erinnere ich mich an die Schwarzafrikaner. Jeden Tag hockten sie im Kreis auf dem Boden der Gemeinschaftsküche und reichten einen Topf umher. Sie aßen mit der Hand und brüllten einander an. Wir fürchteten uns vor ihnen.

Eigentlich fürchteten wir uns vor allen Bewohnern. Vor den Albanern, weil sie so laut lachten, vor den Rumänen, weil sie sich nachts im Hof mit Eisenstöcken prügelten. Es gab noch Kongolesen und Syrer, Tamilen und Libanesen. Es gab Kroaten und Kurden, Bosnier und Ukrainer. Wir hatten nichts gemeinsam, außer der Adresse, die uns fremde Sachbearbeiter zugewiesen hatten. Und einer diffusen Hoffnung auf Frieden und Wohlstand, auf Sicherheit und Glück. Genau wie die Flüchtlinge heute.

Meine Eltern wuchsen in der Sowjetunion auf, wo der Mangel so groß war, dass man stundenlang anstehen musste für einen Liter Milch. Die politische Lage war instabil, das Land stand zeitweise am Rande eines Bürgerkriegs. Europa war für meine Eltern das Märchenland hinter der Mauer. Sie wussten kaum etwas über Deutschland – und lebten dennoch in dem Gefühl, dort müsse alles gut sein.

Meine Eltern, obwohl Akademiker, waren damals genauso überfordert, wie viele Flüchtlinge es heute sind. Von unserer ersten Sozialhilfe in Deutschland kaufte mein Vater 1992 nicht Lebensmittel, sondern Spielzeug. Mein Bruder bekam eine Plastikpistole, ich einen Teddybären mit roter Knopfnase. Die paar Hundert Mark waren mehr, als meine Eltern je besessen hatten.

Einmal im Monat musste mein Vater aufs Amt, um die Sozialhilfe abzuholen. Am Tag vorher paukte er Vokabeln, lernte Sätze auswendig: „Wir kommen aus St. Petersburg“, „Wir haben zwei kleine Kinder“. Wenn mein Vater von den Amtsgängen zurückkam, war sein Rücken schweißnass vor Angst.

Meine Eltern lernten Deutschland mit der Beklommenheit eines Kindes kennen, das sich im Dunkeln durch einen Raum tastet. Wenn sie etwas berührten, das ihnen Angst machte, schreckten sie zurück. Ständig fürchteten meine Eltern, etwas Falsches zu sagen oder zu tun. Meine Mutter war dauernd den Tränen nahe. Sie, die Literaturwissenschaftlerin, nahm aus Not eine Zeit lang Pizzabestellungen auf. Dann wurde sie entlassen, weil sie sich die deutschen Straßennamen nicht merken konnte.

Meine Eltern wollten in Deutschland zur Ruhe kommen. Doch das Leben im Wohnheim war alles andere als beschaulich. Mein Vater musste jeden Tag zum Deutschkurs, konnte aber nachts nicht schlafen, weil unsere Nachbarn im Wohnheim lärmten. Ein paar Bewohner verschoben Autos nach Polen und wickelten nachts Geschäfte ab. Sie tranken Wodka und schrien sich an. Die deutschen Anwohner, obwohl Hunderte Meter entfernt, beschwerten sich über die Lautstärke.

Wir hatten einen sicheren Asylstatus, doch ausziehen konnten wir nicht. Ohne Job bekommt man in Deutschland keine Wohnung – und ohne Wohnung keinen Job. Wie sollte es weitergehen? Ein Heimbewohner, ein russischer Ingenieur, mietete sich ein Postfach an, um nicht ange-

ben zu müssen, dass er im Wohnheim lebte. Vom Staat gab es nur so viel Unterstützung wie nötig. Behördengänge, Bewerbungsschreiben – all das mussten meine Eltern allein erledigen.

Die Wendung kam – ganz wie bei Kindern – durch einen Erwachsenen, der uns an die Hand nahm. Im Winter 1992 kaufte mein Vater über eine Zeitungsannonce einen gebrauchten Computer. Mit dem Zug fuhr er 40 Kilometer, um das Gerät abzuholen. Der Besitzer, ein schwäbischer PC-Spezialist im Alter meines Vaters, bot ihm an, auf dem Rückweg den Computer mit dem Auto zu transportieren. Als er vor unserem Asylbewerberheim hielt, erschrak der Mann.

Am nächsten Tag kam er wieder und brachte Spielsachen für meinen Bruder

In jeder Gesellschaft gibt es Regeln, nach denen das Zusammenleben funktioniert. In Russland lauten sie: Trau nur deinen engsten Freunden und niemals dem Staat. Mein Vater lernte, dass es bei einer Jobbewerbung nicht hilft, den Arbeitgeber mit Whisky zu bestechen. Dass die Deutschen gerecht sind, aber auch distanziert.

Andere Eigenschaften werden meine Eltern niemals los. Meine Mutter ist in den bitteren Jahren der Sowjetzeit aufgewachsen und in ständiger Sorge, ihre Kinder nicht ernähren zu können. Bis heute benimmt sie sich, als wäre das Leben ein pausenloser Kampf um Ressourcen. Sie teilt niemals mit Fremden und weist auch mich an, es nicht zu tun. Humanismus und selbstlose Nächstenlie-

1990er-Jahren. „Auch damals hatten wir das Gefühl, die Schmerzgrenze erreicht zu haben“, erzählt mir der ehemalige Leiter der Unterkunft. „Auch damals hatte die Bevölkerung Angst.“

Nach monatelanger Suche finde ich insgesamt fünf Familien, die im Lager gelebt haben. Niemandem ist es leicht gefallen, sich in Deutschland einzugliedern. Doch mir fiel auf: Wer gute Erfahrungen mit den Deutschen gemacht, sie als freundlich und offen empfunden hatte, war auch eher bereit, ein Teil von ihnen zu werden. Ein Sozialarbeiter, der damals im „Lager“ arbeitete und heute ein Asylbewerberheim in Ludwigsburg leitet, formuliert es so: Wenn man die Migranten bei der Integration helfen wolle, müsse man vor allem eines tun – sie auf der Straße anlächeln.

Gäbe es so etwas wie eine „Integrationssskala“, würden einige der ehemaligen Bewohner darin höher stehen als andere. Ein Reihenhaus mit gestutztem Rasen gäbe vermutlich besonders viele Punkte, schlechte Deutschkenntnisse besonders wenige. Aber wer würde über die Vergabe entscheiden? Und wie viele Punkte wären nötig, um „deutsch genug“ zu sein?

Wer wollte, konnte die Flüchtlinge in den 1990er-Jahre ignorieren, und die meisten unserer Nachbarn taten das. Dass sich kein einziger Asylhelfer an die Flüchtlinge erinnert, scheint mir kein Zufall zu sein. Man hielt es vermutlich nicht für nötig, sich Namen zu merken: Keinem der Helfer kam offenbar der Gedanke, dass die Menschen aus dem Wohnheim für lange Zeit im Land bleiben würden.

Das Deutschland von heute ist ein anderes. Heute engagieren sich Hunderttausende, es gibt Fußballvereine und Musikschulen, die Flüchtlinge aufnehmen, Germanisten, die in ihrer Freizeit unterrichten. In einigen Volkshochschulen sind die Arabischkurse ausgebucht, weil die Deutschen lernen wollen, sich mit Syrern und Irakern zu unterhalten. Noch immer fühlen sich viele Deutsche unwohl mit den Fremden. Dennoch ist die Bereitschaft, ihnen die Hand zu reichen, ungleich größer als 1992.

Meine Eltern leben heute getrennt, doch sie haben beide sichere Stellen: Mein Vater arbeitet als Informatiker, meine Mutter hat eine Umschulung zur Finanzbuchhalterin gemacht. In ihrer Freizeit berät sie die Stadtbücherei in Fragen russischer Literatur. Mit dem Mann, der ihm damals den Computer verkaufte, trifft sich mein Vater heute regelmäßig zu Maultaschen und Bier.

# Die Heimkehr

*Als Kind lebte unsere Autorin in einem schwäbischen Asylbewerberheim. 24 Jahre später macht sie sich auf die Suche nach Mitbewohnern von damals. Dabei erfährt sie viel über sich selbst – und darüber, wie Integration gelingen kann*

VON ALEXANDRA ROJKOV

## Meine Eltern lernten Deutschland mit der Beklommenheit eines Kindes kennen, das sich im Dunkeln durch einen Raum tastet

und mich mit. Er bot meinem Vater einen Praktikumsplatz in seiner Firma an, später korrigierte er seine Bewerbungsschreiben. So bekam mein Vater seine erste Arbeitsstelle und wir unsere erste richtige Wohnung.

Solche Menschen schienen mir in den 1990er-Jahren selten. Wenige Helfer teilten sich auf viele Flüchtlinge auf. Die Mehrheit der Deutschen ignorierte uns oder reagierte mit Unverständnis. Im Schwimmbad wurden meiner Mutter böse Blicke zugeworfen, weil sie meinen Bruder und mich nicht vor der Sonne schützte. Dabei wusste sie nicht, dass es so etwas wie Sonnencreme überhaupt gibt. Mein Vater, aufgewachsen mit sowjetischem Gehorsam, musste sich von den Erziehern im Kindergarten belehren lassen, dass deutsche Erziehung nicht ausschließlich auf Strenge beruht. Ein Gedanke, der meinem Vater nie zuvor gekommen war.

Meine Eltern lernten nicht nur Deutsch, sondern auch Toleranz und Teilhabe. Ohne es zu merken, erzogen die Deutschen sie mit.

be sind ihr fremd, weil sie diese Dinge in Russland nie erlebt hat.

Was die aktuelle Flüchtlingswelle bedrohlicher als die damalige wirken lässt, ist die Angst vor islamistischem Terror. Als wir 1992 einwanderten, war der 11. September 2001 noch fern und den Islamischen Staat gab es nicht. Auch damals trugen die Flüchtlinge Kopftuch – doch niemand nahm es als Feldzug wahr.

Ich erkenne, dass der aktuelle Ausnahmezustand ein gefühlter ist. Der Takt der Meldungen ist schneller geworden: Wer will, kann das Lied der Flüchtlingskrise in Dauerschleife hören. Es gibt so viele Liveticker, Eilmeldungen und Tweets, dass man glauben muss, die Flüchtlinge würden neuerdings Deutschland bevölkern. Dabei sind sie im Stadtbild oft unsichtbar.

Ich finde den evangelischen Pfarrer, der meine Eltern 1992 am Zaun überredete, doch in das Wohnheim einzuziehen, weil es eben nichts anderes gab. Den Sozialarbeiter, der sich damals um die Flüchtlinge im Haus kümmerte. Sie sehen ebenfalls die Ähnlichkeit zu den

Natürlich waren meine Eltern Akademiker und den Deutschen schon rein optisch ähnlicher als der Großteil der aktuellen Flüchtlinge. Es ist schwieriger, Menschen zu integrieren, die durch die Wüste gewandert sind und in Schlauchbooten um ihr Leben gekämpft haben. Sie einzugliedern, wird mehr Zeit kosten, Mühe und Geld. Doch es ist machbar.

„Wir Russen sind das härteste Volk der Welt“, sagt mein Vater, als ich ihm bei einem Besuch von meiner Recherche erzähle. „Und selbst wir haben gelernt, wie man in Deutschland zu leben hat.“

Kann Deutschland es schaffen? Ich denke: Wenn Deutschland es damals geschafft hat, schaffen wir es heute erst recht.

An einem Freitag im Frühjahr 2016 nehme ich von Berlin einen Zug nach Ludwigsburg. Dann weiter mit dem Bus. Das letzte Stück gehe ich zu Fuß. Und obwohl mir Google Maps anzeigt, dass ich geradeaus muss, biege ich auf einem Feldweg instinktiv nach links ab.

Die Stadt ist näher an das Asylbewerberheim gerückt. Wo früher Brachfläche war, stehen heute Einfamilienhäuser mit Schaukeln im Garten. Das Metallgitter gibt es nicht mehr, stattdessen einen Bauzaun. Ich schlüpfte hindurch.

Der Platz vor den Häusern schien mir als Kind riesig. In Wahrheit passen kaum zwei parkende Autos auf den Hof. Im Flur unseres ehemaligen Wohnblocks hängt noch die Hausordnung. Mittagsruhe von 13 bis 15 Uhr. Ab 22 Uhr Nachtruhe.

In dem Gebäude wohnen keine Asylbewerber mehr, sondern Obdachlose. Der Hausmeister hat sich bereit erklärt, mir die Tür zu unserem damaligen Zimmer zu öffnen. Als wir den Raum betreten, lugt ein Lockenkopf verschlafen unter einer Bettdecke hervor.

Das Zimmer ist vollgestellt mit Regalen, auf dem Boden stehen ordentlich aufgereiht Schuhe, über den Sperrholzmöbeln hängt Kleidung. Ein dunkler Holztisch trennt den Raum. Auf diesen 20 Quadratmetern lebten damals vier Personen. Es ist das größte Zimmer im Wohnheim.

Die Stockbetten sind verschwunden, aber der Kühlschrank steht noch an derselben Stelle. Ein Spind, ein brauner Schrank, an der Wand ein Pin-up. „Und hier haben Sie mal gewohnt?“, fragt der Obdachlose ungläubig.

Lange habe ich niemandem von diesem Haus erzählt. Ich habe mich dafür geschämt, an solch einem Ort gelebt zu haben.

Als ich im Hof stehe, wird mir klar, dass ich aussehe wie meine deutschen Freunde, dass ich rede wie sie. Aber im Inneren bin ich anders.

Ich trage die russische Härte in mir, von der mein Vater spricht. Die Angst meiner Eltern, mich durch einen Fehler lächerlich zu machen. Den Druck, besser sein zu müssen als die deutschen Kinder.

Als Migrant lernst du schnell, dass du nur Erfolg hast, wenn du nicht störst, nicht auffällst, dich anpasst, sodass niemand anderes es muss. Ich bin die Integrationsstreppe hochgesprintet – und atemlos an der obersten Stufe angekommen.

All das sieht man mir nicht an. Für die meisten Deutschen bin ich der perfekte Ausländer, weil nichts an mir erkennbar fremd ist.

Nicht jeder Flüchtling wird so deutsch werden wie ich. Und vielleicht, denke ich, ist das gut so.

Ich verlasse das Gelände und sehe nicht mehr zurück.

□

*Dies ist die gekürzte Fassung eines Beitrags, der am 1. Juli 2016 im Süddeutsche Zeitung Magazin erschienen ist. Das Gesprächsforum „Petersburger Dialog“ hat Alexandra Rojkov dafür im Juli 2019 mit dem Peter-Boenisch-Gedächtnispreis ausgezeichnet. Wir danken ihr für die Erlaubnis, ihren Artikel nachdrucken zu dürfen. Der vollständige Text ist abrufbar unter [www.petersburgerdialog.de](http://www.petersburgerdialog.de)*